

Pulsnitzer Wochenblatt

Donnerstag, 16. Februar 1911.

Beilage zu Nr. 20.

63. Jahrgang.

Oertliches und Sächsisches.

(Inserieren ist zwecklos!) Diesen Ausspruch hört man oft von sonst ganz klardenkenden Geschäftsleuten. Das Umgekehrte ist der Fall. In Deutschland haben wir sehr niedrige Zeilenpreise im Gegensatz zu anderen Ländern. In den Zeitungskatalogen werden für Pariser Zeitungen folgende Zeilenpreise genannt: „Matin“ 4 Mk., „Figaro“ 4,80 Mk., „Petit Journal“ sogar 8 Mk. Das ist der normale Preis für eine Zeile im Inseratenteil; ungleich höher ist der Preis im Reklameteil oder im redaktionellen Teil selbst, dort muß die Zeile mit Gold aufgewogen werden. Das letztgenannte Blatt „Petit Journal“ hat auch „Kleine Anzeigen“, die jeden Donnerstag erscheinen, die Zeile kostet dann aber immerhin noch 4 Mk. Daß bei diesen Preisen die Pariser Presse jährlich etwa 60 Millionen Francs aus Inseraten einnimmt, scheint demnach nicht verwunderlich. Bei uns in Deutschland kommen solche Inserationspreise nur für ein paar große illustrierte Zeitungen in Betracht, die 2 Mk., 3 Mk., 3,50 Mk. sich pro Zeile zahlen lassen. Tagesblätter, selbst solche in der Reichshauptstadt und in den Provinzhauptstädten, haben einen Zeilenpreis von 40 bis 80 Pfg. und in unserer Zeitung kostet die Zeile sogar nur 10 Pfg.

(Falsche Hundertmarkscheine mit D-Zeichen.) In verschiedenen Orten der Niederlausitz sind dieser Tage Berliner Falschmünzer aufgetreten, die versucht haben, gefälschte Hundertmarkscheine gegen klingende Münze abzugeben. Die falschen Scheine sind daran zu erkennen, daß der Stempel zu rot, der heraldische Adler sehr matt und die Strafanzeige kaum leserlich ist. Bis jetzt sind zwei Arten solcher Scheine angehalten worden, sie tragen die Nummern 3318962D und 8317962D. Die Falschmünzer werden als junge Leute im Alter von 25 bis 30 Jahren bezeichnet, die nicht besonders gut gekleidet sind und den Berliner Dialekt sprechen. Also Vorsicht!

Dresden. (Sechs-Tage-Rennen.) Die Vorbereitungen für das Dresdner Sechs-Tage-Rennen sind nunmehr soweit gediehen, daß am Montag mit dem Bau der Bahn begonnen wurde. Die Bahn erhält die teilweise schon publizierten Abmessungen. Bei einer Länge von 100 m hat dieselbe eine Breite von 4 m. Die Kurven sind entsprechend erhöht, sodaß die Bahn die erste sein wird, die ein reguläres Rennen gestattet. Die Bremer Bahn war zu klein, während die Hamburger Bahn zu kurze Kurven hatte, daß die Fahrer bei schnellen Spurts einfach umkippten oder Felsen brachen und die Reiter absprangen. All diese Mängel sind bei der Dresdner Bahn, die in eine Halle des alten Schlachthofes auf der Leipziger Straße eingebaut wird, vermieden. Der Kurvenradius ist ein verhältnismäßig großer. Die Anlage der Zuschauerplätze ist so geplant, daß von jedem Platze aus die Bahn zu übersehen ist, da die Plätze nach hinten amphitheatralisch ansteigen.

Dresden. Die geplante Aufführung des „Rosenkavaliers“ in der Großen Oper zu Paris durch die Mitglieder der Dresdner Hofoper und die Königl. Sächs. musikalische

Kapelle dürfte voraussichtlich nicht zustande kommen, da die Verhandlungen, wie man hört, seit gestern abgebrochen worden sind. Die Vorführung des Werkes durch Dresdener Künstler hätte sicherlich ein neues Ruhmesblatt für die Dresdener Hofoper bedeutet, doch sollen sich dem Unternehmen mehrfache Hindernisse, die nicht so leicht zu überwinden waren, entgegengestellt haben. Insbesondere hört man, daß das Unternehmen u. a. auch mit an den hohen Forderungen der Solisten gescheitert sein soll. J. B. soll Frau Annie Krull pro Abend 2000 Francs verlangt haben. Die Gesamtkosten des Unternehmens hätten sich incl. Reise auf 350 000 Francs gestellt. Der Extrazug nach Paris sollte 40 000 Francs kosten. Der Rosencavalier sollte dort in der Großen Oper 10 mal aufgeführt werden, und es waren insgesamt 18 Tage hierfür in Aussicht genommen. Jeder dritte Tag sollte für die Aufführenden frei sein. Die Mitglieder der Königl. Kapelle sollten die verhältnismäßig bescheidene Summe von je 500 Francs erhalten. Durch die Pariser Aufführung wäre allerdings den Mitgliedern unserer Hofoper ungefähr die Hälfte ihres Sommerurlaubes verloren gegangen.

Reichstags-Stimmungsbilder.

Sitzung vom 14. Februar.

Dasselbe Bild wie gestern, freilich haben sich die Reihen der Abgeordneten etwas gelichtet, denn Ueberrassungen sind kaum zu erwarten. Im Abg. Semler fand die Maschinenverwaltung gleichfalls einen begeisterten Verehrer und die von ihm vorgebrachten Wünsche waren nur von untergeordneter Bedeutung. Auch der große Abgeordnete Schröder von der Fortschrittspartei sang das Lob der deutschen Marine, tummelte aber dann, wie immer, sein Stedenpferd, die Abrüstungsfrage, über welche er seine Sonderausrede beim Kanzleramt angekündigt. Staatssekretär Tirpitz ging, obwohl er die Politik eigentlich nicht berühren wollte, doch kurz auf die vom Vorredner angeschnittene Frage ein, indem er bemerkte, daß Deutschland es nicht sei, das mit den Flottenrüstungen angefangen habe. Auch verfehlte der Staatssekretär nicht, seiner Verwunderung über die falsche Annahme der Engländer auszuweichen, daß Deutschland über das Flottengeheh hinaus den Schiffbau beschleunigt hätte. Auch ein kleiner Hieb gegen die englische Seepresse fehlte nicht. Die heftigste Frage der Stellungnahme für die Heizer begründete der Staatssekretär damit, daß andernfalls der Etat nicht hätte balanciert werden können. Alsdann kam es zu einem kleinen Nebenbispel zwischen dem Genossen Koste und dem Staatssekretär in der Hauptsache wegen Mißhandlung eines Heizers, den der Staatssekretär ebenfalls bedauerte. Die Wiederherstellung der Heizerzulagen, die Koste verlangte, erklärte der Staatssekretär nicht bewilligen zu können, wenn gleich er betonte, daß es sich bei der Herabsetzung um die schwerste Tat seiner Dienstzeit handelte. Ihm stimmte hierin der nationalliberale Weber zu, im übrigen brachte er einige kleine Beschwerden vor. In der weiteren, nicht sonderlich bedeutungsvollen Debatte bildete die Frage der Heizerzulagen Hauptgegenstand der Erörterung. Der Staatssekretär v. Tirpitz antwortete auf die einzelnen Anregungen und Wünsche der Vorredner, worauf die Generaldebatte geschlossen wurde. Die namentliche Abstimmung über die Heizerzulagen wurde auf Mittwoch verlagert. Die anfängliche Absicht, heute noch in die Spezialdebatte einzutreten, gab man schließlich doch auf und vertagte sich auf Mittwoch, wo neben dem Marine- auch der Justizetat beraten werden soll.

Sitzung vom 15. Februar.

Was doch eine namentliche Abstimmung zuwege bringt! Zu Beginn der heutigen Sitzung waren über 320 Abgeordnete zuge-

gen, die freilich, nachdem der Antrag der Linken auf Wiederherstellung der Heizerzulagen mit ganzen sieben Stimmen abgelehnt worden war, ebenso schnell wieder verduftet wie sie gekommen waren. Zunächst befähigte man sich, nachdem das Gehalt des Staatssekretärs bewilligt war, mit einem sozialdemokratischen Antrage, daß Arbeiten und Lieferungen nur an solche Firmen vergeben werden sollen, welche hinsichtlich der Arbeitsbedingungen die gesetzlichen Vorschriften einhalten und dem Abschluß von Tarifverträgen geneigt gegenüberstehen. Der Antrag begegnete dem Staatssekretär keines besonderen Wohlwollens indem dieser darlegte, daß es doch unmöglich sei, alle Werke ständig zu kontrollieren, die Industrie würde sich das sicherlich nicht gefallen lassen. Des weiteren nahm der Staatssekretär noch die Firma Krupp gegen die Kritik in Schutz. Während der folgenden Rede des Zentrumsabgeordneten Giesberts, dem der Antrag der Sozialdemokraten zu weit geht, ereignete sich ein Zwischenfall, einer der amtierenden Reichstagsstenographen erleidet einen Ohnmachtsanfall, und die ärztlichen Mitglieder des Hauses lassen ihm die erste Hilfe zuteil werden. Die Sitzung mußte auf einige Zeit unterbrochen werden. Nach Wiederaufnahme der Verhandlungen wurde vom Büro erklärt, daß die Abstimmung über den sozialdemokratischen Antrag erst morgen vorgenommen werden soll, denn das Haus hatte sich inzwischen ungemein geleert. Im weiteren Verlaufe der Sitzung verlor sich die Debatte in Kleinigkeiten. Schließlich wurde die Fortsetzung der Beratung auf morgen vertagt.

Vermischtes.

(Die größte Flohsammlung der Welt.) Der englische Baronet Walter Rothschild ist der ganzen wissenschaftlichen Welt als eifriger Tierforscher bekannt, und sein großer zoologischer Garten, für den in allen Teilen der Welt stets Jäger unterwegs sind, ist weit hin berühmt. Seit einiger Zeit hat nun Baronet Walter Rothschild eine Gattung von Parasiten zum Gegenstand seines Sonderstudiums gewählt, der sonst meist keine so liebevolle Aufmerksamkeit zuteil wird; die Pulliden oder Flöhe. Seine Sammlung umfaßt bereits über 2000 Flöhe als Vertreter der unterschiedlichen Arten, die auf Säugtieren oder Vögeln: Schwarzen, noch immer aber fehlt ihm einige seltene Varietäten. Als seine Bemühungen, einen Floh des atlantischen Eisfußes zu bekommen, lange Zeit vergeblich blieben, erließ er eine Anzeige in den kanarischen Zeitungen, und bald darauf schickte ihm ein Pelzjäger eine verpackte Flasche mit vier wohlhabenden Eisfußflöhen, deren Echtheit und Fangort durch beigelegte Zeugnisse beglaubigt waren. Der glückliche Jägermann erhielt für diese Bereicherung der Sammlung in Tring-Parl einen Scheck über 3000 Francs. Das Studium dieser unbesten Tiere ist übrigens nicht nur von allgemeinem biologischen Interesse, sondern auch für die Hygiene wichtig, da die Flöhe Krankheiten zu übertragen vermögen. Beispielsweise sind nach den Feststellungen einer englischen Untersuchungskommission auch Flöhe als Pestverbreiter tätig. Mit Recht gefürchtet ist der in Westindien und Südamerika heimische und von dort nach Afrika übertragene Sandfloh (Sarcophylla penetrans), dessen befruchtetes Weibchen sich mit dem Kopfe in die Haut warmblütiger Tiere, besonders auch unter die Behen der Menschen einbohrt und dort an seinem Hinterleibe bis zur Größe einer kleinen Erbse anschwillt.

(Der Brautraub in Venedig.) Dr. Georg Biermann erzählt in einem Aufsatz „Die Feste Venedigs“ im Februarheft von Velhagen & Klafings Monatsheften

Geheftes Wild.

Roman von E. von Winterfeld-Warnow.

18 (Nachdruck verboten.)

Es durchbrang sie wie ein Stich. Aber geschah ihr denn diese Kränkung wirklich ganz unverschieden? War das nicht Gottes Strafe für ihre Schuld? Und mit dieser Last auf dem Herzen sollte sie nun wieder lächeln und froh erscheinen? Aber ihre Anwesenheit im Salon war unumgänglich notwendig. Von dort erklangen jetzt die flotten Passagen aus dem „Karneval von Venedig“. Florry wollte gewiß zeigen, daß sie auch mit glänzender Fertigkeit Klavier und Triller spielen konnte.

Es war gut für Leonie, daß nicht mehr jene süßen Klänge der „Träumerei“ lockten und fangen. Bei denen hätte sie weinen müssen, weinen, als ob ihre ganze Seele vergehen wolle in Leid und Schmerz.

Aber diese Parabelmusik ohne tieferen Gehalt, eine Komposition, der es nur auf flotte Vogelführung und pridelnden Reiz der Töne ankam, die konnte sie ertragen. Die half ihr auch, wie eine Maske, ein Lächeln festhalten, von dem ihr Herz nichts wußte.

Nur Florry, so jung sie war, sah mit scharfem Auge den wehen Zug um ihren Mund, sah den starren Blick der sonst so felenvollen, schönen Augen, und fühlte heißes Mitleid in ihrem kindlichen Herzen aufsteigen.

Reichenbach hatte Leonie keine guten Nachrichten gebracht, das sah sie, und mit weiblichen Instinkt fühlte sie, welche Qual für Leonie diese Unterhaltung mit den fremden Herren sein mußte. Welchen Zwang mußte sie sich auferlegen!

Deshalb küßte sie ihr Spiel ab. Sie nahm dankend alle aufrichtig oder auch nur aus Höflichkeit gefagten Lobsprüche entgegen und sagte dann: „Ja, ich bin schrecklich müde. Darf ich, dürfen wir schlafen gehen? Nicht wahr, Leonie, Sie sind auch einverstanden?“

Leonie erblickte erstauht in die lachenden Augen. Da drinnen stand etwas, das hieß: Verstehen! Tiefes, warmes Verständnis!

Sollte sie das hier finden, bei diesem trostigen und ihr bis dahin so oberflächlich erscheinenden Mädchen?

Dankbar erwiderte sie den Blick. Man sagte sich allezeit: „Gute Nacht“, und dann hing sich Florry in Leonies Arm.

So schritten sie die Treppen hinauf. Aber nicht Florry war die Müde. Sie ging leichtfüßig trotz ihrer Reiterleistung am heutigen Tage.

Leonie schleppte sich müde treppauf. Florry lächelte auch das. Sollte sie fragen? Nein, nicht fragen. Aber sie ging mit bis vor Leonies Zimmer. Und da schlang sie einen Arm um sie und küßte sie.

„Gute Nacht! Ich habe dich lieb!“ — Die Zimmer lagen nebeneinander. Die Tür blieb auf Wunsch von Florrys Vater während der Nacht offen.

Anfangs lag Florry horchend. Sie hörte nichts. Kein Weinen. Aber dann mitten in der Nacht wachte sie auf von einem Laut, der wie ein Stöhnen klang, so schauerlich, daß Florry entsetzt aufsprang.

Aber sie vernahm nichts mehr. Und am nächsten Morgen sah Leonie wohl sehr blaß aus, und die Augen lagen tief in ihren Höhlen, aber sie war ruhig und klar. Sie hatte in der Nacht ihren Frauenhols zu Hilfe gerufen, und der hatte ihr geholfen, auch diesen Schlag zu überwinden.

Das nach der Ueberschwemmungskatastrophe neu aufgeführte Haus des alten Bauern Beling sollte gerichtet werden, das heißt, es war fertig bis auf das Balkengerüst des Daches, und damit kam der Anlaß zum üblichen Nichtschmaus der Maurer und Zimmerleute.

Mit den Bewilligungen, die die Hochflut angerichtet hatte, war man auch in allen anderen Teilen des Ueberschwemmungsgebietes fertig geworden, und schließlich konnte man auch zur Wintersaat für das nächste Jahr schreiten. Gleichwohl blieb der durch die Ueberschwemmung angerichtete Schaden ein riesengroßer. Einerseits war die Wintersaat des laufenden Jahres vollständig verloren, und da noch im März das Wasser auf den Feldern stand, konnte man andererseits auch die Sommersaat nicht in Angriff nehmen. Ein ganzes Jahr mußte als verloren

angesehen werden. Nur Kartoffeln hatte man spät noch legen können; im übrigen waren alle Hände reichlich beschäftigt, sämtliche Schäden auszubessern, die Häuser, Scheunen und Höfe, die am meisten gelitten hatten, wieder instand zu setzen.

Mit der Inangriffnahme des Neubaus lehrte auch Vater Beling auf seinen Hof zurück. Man merkte ihm die Freude an, mit der er von seinem Hof nach langer Trennung wieder Besitz ergriff. Er sprach nicht viel, aber in seinen Augen schimmerte es feucht. Irgendwelche Gemütsbewegung ließ er sich nicht anmerken; er raffte sich auf, er handelte.

Mit allen Kräften wurde der Neubau gefördert, und so konnte im Herbst das Haus gerichtet werden.

Am demselben Tage, an dem in England Leonies letzte Hoffnung zunichte wurde, an demselben Tage ging Deunant von Tesson zum Nichtfest auf den Belingschen Bauernhof hinaus.

In dankbarer Erinnerung an sein mutiges Eingreifen hatte man die Gelegenheit nicht versäumt, ihn einzuladen. Der Gedanke ging von der Enkelin Belings aus, dem jungen Mädchen, das damals bei der Rettung um keinen Preis die Bege im Stiche lassen wollte und das ihm eine an Verehrung grenzende Dankbarkeit bewahrte. Auch der Alte, der sich damals so eigenartig gegen den Retter geäußert hatte, gab brummend sein Einverständnis kund.

Und noch andere Gäste waren geladen. Gäste aus der Stadt, die in ihrer Vornehmheit sonst nicht recht zu passen schienen in Vater Belings einfacher Bauernwirtschaft.

Vater Beling jedoch war ihnen kein Fremder. Von ihm bezog ja schon seit Jahren die Senatorin Lünig ihren ganzen Bedarf an Winteräpfeln und Kartoffeln, und bei ihm gab es jene köstlichen Eierpfannen, an die Solo zurückdachte als an eine der größten Freuden ihrer Kindheit.

Und mit Trineli Beling hatte sie oft gespielt, wenn sie im Herbst jeden Jahres einmal hinausfuhr, um sich die Obstterrie in Belings Garten anzusehen.

Als später Beling sein Haus wieder aufbauen wollte, gab ihm der Senator das fehlende Geld und ließ es als Hypothek auf das Grundstück eintragen. So hatte es denn eine ganz natürliche Bewandnis damit, daß auch Lünigs als Gäste zum Nichtfest in das Niederblockland hinausfuhr.

